

Neue Zürcher Zeitung

Ein Land wie ein Abgrund

Die Zustände in der Republik Zentralafrika sind desolat — in der internationalen Wahrnehmung ist der Staat aber ein weisser Fleck

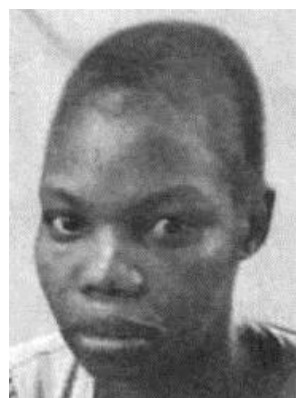
DAVID SIGNER, BANGUI

Die 23-jährige Céale kommt aus Alindao im Süden der Republik Zentralafrika. Im September wurde ihr Haus angezündet. Sie rannte mit ihrem einjährigen Töchterchen und dem sechsjährigen Sohn davon. Die Täter schossen ihr ins Bein und schlugen mit Macheten auf sie ein. Sie erlitt schwere Verwundungen an den Beinen und am Kopf. Als die Männer dachten, sie sei tot, liessen sie von ihr ab. Ihr Baby war tatsächlich gestorben, sie jedoch hatte überlebt. Sie schaffte es ins Spital von Bambari und wurde in die Hauptstadt Bangui übergeführt. «Ich habe Angst zurückzukehren», sagt sie. Ihr Sohn sei noch im Spital in Bambari, so Céale. Ihr Arzt in Bangui erklärt jedoch im Hinausgehen, sie stehe immer noch unter Schock. In Wirklichkeit sei der Knabe verschwunden.

Im Spital dem Mörder begegnen

Am 11. November besuchte der zwanzigjährige Beffio Nestor in Bangui ein Konzert. Es war als Versöhnungsanlass gedacht, in einem Quartier, in dem die Auseinandersetzungen zwischen den bewaffneten Gruppen Seleka und Anti-Balaka in den letzten Jahren zahlreiche Menschenleben gefordert hatten. Um acht Uhr brausten junge Männer auf ihren Motorrädern vorbei und warfen Granaten in die Menge. Es gab Tote. Nestors Schwester wurde schwer verletzt, alle dachten, sie würde sterben. Er selber kam mit einer Beinverletzung davon. Die Hälfte der Patienten im Spital von Bangui sind Gewaltopfer. Inzwischen gibt es hier sowohl Christen wie Muslime, obwohl die Muslime lange Zeit Angst hatten zu kommen. Manche von ihnen geben beim Eintritt einen christlichen Namen an. Es kam auch schon zu Spannungen, als ein Verletzter in einem Mitpatienten das Mitglied einer Rebellengruppe erkannte. Das gegenwärtige Desaster in Zentralafrika geht zurück auf das Jahr 2013.

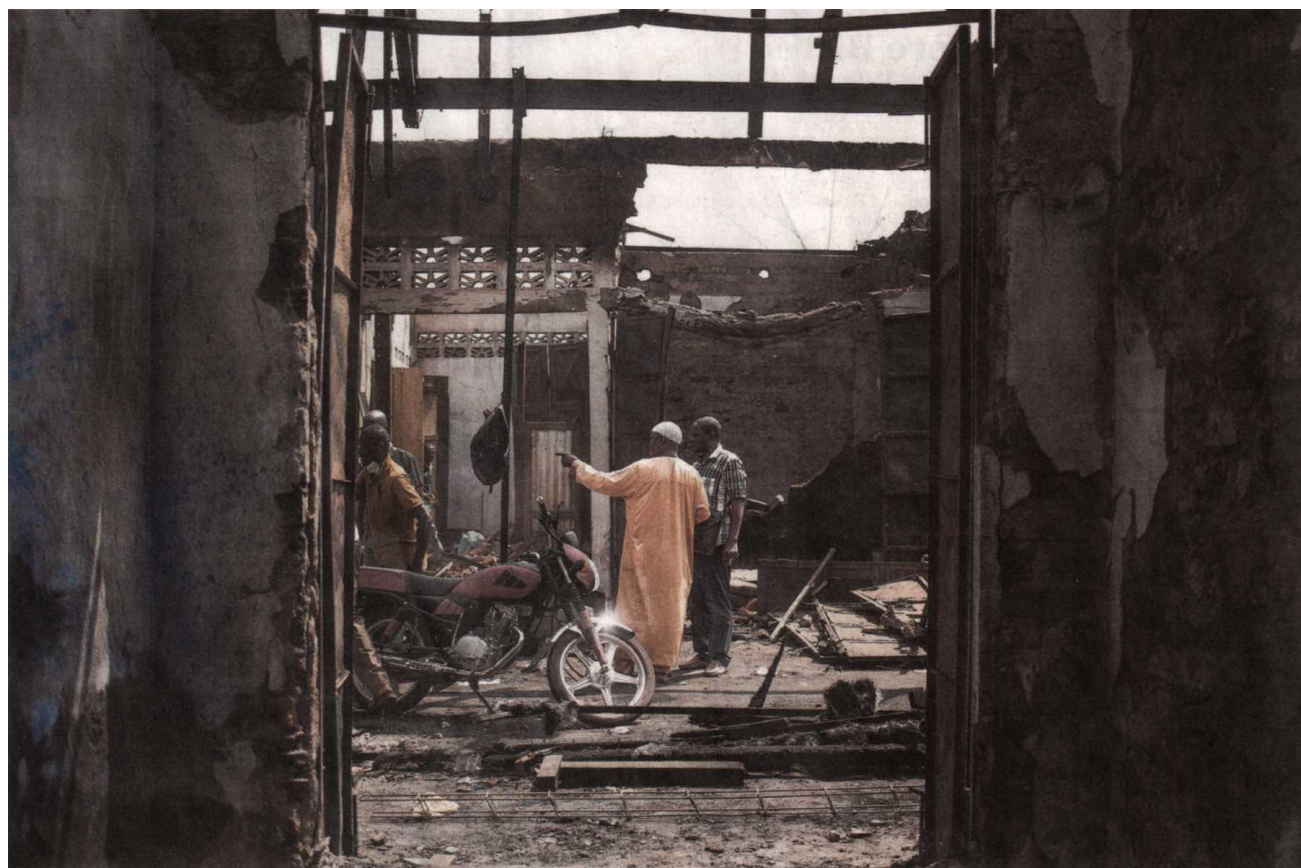
Damals stürzte die Seleka, eine Gruppe von mehrheitlich islamischen Rebellen, den Präsidenten Bozizé und setzte Djotodia als neuen Machthaber ein. Als Reaktion auf die Massaker an Christen bildeten sich unter dem Namen Anti-Balaka Bürgerwehren, die bald ebenso brutal wüteten wie ihre Widersacher. Djotodia verlor die Kontrolle über seine Leute und trat im Januar 2014 auf Druck von Frankreich zurück. Es wurde eine Übergangsregierung gebildet, 2000 französische Soldaten waren im Land präsent. Aber die Gewalt ging weiter. Bis heute hat der Konflikt Tausende von Menschenleben gekostet und mehr als eine Million Einwohner zu Vertriebenen und Flüchtlingen gemacht.



Céale



Beffio Nestor



Zentralafrika findet nicht aus der Gewaltspirale: ein Markt nach einem Brandanschlag in einem muslimisch geprägten Quartier Banguis.

FLORENT VERGNES / AFP

Im April 2016 wurde der Mathematikprofessor Touadéra zum neuen Präsidenten gewählt. Nach einer vorübergehenden Beruhigung und dem Rückzug der Franzosen ist die Gewalt im letzten Jahr trotz der anwesenden Uno-Truppe mit 12 500 Soldaten wieder eskaliert. Das hat auch damit zu tun, dass sich Seleka und Anti-Balaka in unzählige Splittergruppen aufgespalten haben, die sich nicht mehr einfach religiös definieren.

Zudem tat sich eine neue Front auf zwischen Bauern und Viehzüchtern. Und dann kommen noch Söldner aus dem nahen Ausland hinzu. Klare Ansprechpartner für Friedensverhandlungen fehlen.

19 Chirurgen im ganzen Land

Zentralafrika ist ein isoliertes Binnenland. Es ist auffällig, wie wenig selbst gebildete Zentralafrikaner über das Leben im Ausland wissen. Aber auch das Umgekehrte gilt: Für viele Europäer ist Zentralafrika ein weisser Fleck auf der Landkarte. Sie halten es für eine Region, nicht für ein Land. Einige erinnern sich bestenfalls noch an Bokassa I., der sich in den siebziger Jahren mit einer 20-Millionen-Feier selbst zum Kaiser krönte.

Dabei ist Zentralafrika ein einziger Abgrund. Es hat die niedrigste Lebenserwartung der Welt: Die Männer erreichen im Schnitt nicht einmal das 48. Lebensjahr. Es gibt gerade einmal 19 Chirurgen im Land. Drei Viertel der Bevölkerung sind Analphabeten. Der Staat ist sowohl Ausgangs- wie Zielland von Kinderhandel. Die Armee ist ein Witz. Die Staatsmacht beschränkt sich auf die Hauptstadt Bangui, und selbst dort gibt es Quartiere, wo sich die Polizei nicht hinzugehen traut. Die anderen Städte erreicht man praktisch nur per Flugzeug, wegen der Gefahr von Rebellenangriffen und weil die Strassen so schlecht sind.

«Das reizende Bangui»

Zentralafrika ist grösser als Frankreich, hat aber nur vier Millionen Einwohner. Angesichts der Fruchtbarkeit würde man annehmen, das Land müsste genug hergeben für alle, aber die Hälfte der Bevölkerung ist abhängig von Nahrungsmittelhilfe. Ein grosser Teil des Landes besteht aus unbewohntem Wald, viele Dörfer sind menschenleer. Die Bewohner verstecken sich im Busch und getrauen sich nicht, ihre Felder zu bestellen. Die Milizionäre würden ihnen die Ernte gleich wieder abnehmen und sie vielleicht massakrieren. Viele NGO haben sich zurückgezogen. In keinem anderen Land wurden so viele Hilfswerkvertreter umgebracht. Es gibt Diamanten- und Goldminen. Die Rebellen zwingen Anwohner, die Bodenschätze auf archaische und riskante Weise abzubauen, nehmen das Gefundene an sich und kaufen Waffen damit. Das Motto des Landes lautet «Einheit, Würde, Arbeit». Einheit und Arbeit gibt es nicht. Die Würde und der Durchhaltewillen der Bevölkerung sind allerdings bewundernswert. Trotz der Misere dröhnen am Samstagabend die Lautsprecher, es wird getanzt, und wer etwas Geld hat, gönnt sich ein Bier unter den farbigen Lämpchen. Auf dem Hügel über der Hauptstadt prangt ein grosser, weisser Schriftzug, ähnlich wie in Hollywood: «Bangui, la coquette» - das reizende Bangui.

Eine Inkarnation der Widerstandskraft ist auch Marie Brigitte Tagba. Sie hatte neun Kinder, von denen drei gestorben sind. Die 52-jährige Christin wohnte in Bambari gleich neben einem muslimischen Quartier. Sie hatte einen grossen Garten, aber als die «Krise» ausbrach, wie sie es nennt, war der Zugang zu ihrem Land auf einmal versperrt. Eine Freundin von ihr wurde getötet, als sie im Wald Holz sammelte. Also ging Tagba mit ihrer Familie ins nahe Lager, wo sie heute lebt. Im Lager hat sie wieder einen kleinen Garten angelegt.

Das IKRK und die Rolle der Privatwirtschaft



Marie Brigitte Tagba



Arnaud Yaliki

Am Morgen geht sie auf den Markt, wo sie Yams verkauft. Tagba ist Präsidentin einer Frauen-Selbsthilfegruppe. Essen gebe es nur noch einmal am Tag, sagt sie. «Dafür gehen alle unsere Kinder zur Schule.» Brennholzsammeln ist inzwischen wegen der Rebellen Männersache. «Ginge es nach mir, würde ich in mein Quartier zurückkehren», sagt sie. «Aber wegen der Kinder warten wir noch ein wenig.» Bambari hat 40 000 Einwohner. Die Hälfte lebt im Lager. Die Hauptstadt Bangui ist 350 Kilometer entfernt. Aber die Fahrt dorthin dauert zwei Tage.

Opfer zu Tätern zu Opfern

Arnaud Yaliki ist Jurist und arbeitet an einer Dissertation über den Konflikt in Zentralafrika. Er ist Lehrbeauftragter an der Universität von Bangui, wird jedoch seit zwei Jahren nicht mehr bezahlt. Wie die meisten Forscher sagt er, der Konflikt habe nicht direkt mit Religion zu tun, hingegen sehr wohl mit der Benachteiligung der Muslime. «Sie sind meist weniger gebildet als die Christen», sagt er. Viele Angehörige der christlichen Mehrheit betrachteten die Muslime als Ausländer, obwohl der Islam schon länger im Land etabliert sei. Muslimen hafte der Ruf an, früher Sklavenhändler gewesen zu sein. Bei Konflikten heisse es oft, sie sollten «zurückkehren, wo sie herkommen». Sowohl Islam wie Christentum würden benützt, um Gewalt zu rechtfertigen. Inzwischen hätten beide Seiten so viele Opfer zu beklagen, dass es vor allem um Rache gehe. «Opfer werden Täter werden Opfer werden Täter», sagt er. Hinzu kämen die Straflosigkeit und die Verbreitung der Waffen: «Auf dem Schwarzmarkt erhält man eine Granate zum Preis einer Cola.»

Trotz dem wachsendem Fanatismus und einer zunehmender Separierung von Muslimen und Christen bemühen sich die religiösen Würdenträger auf beiden Seiten immer wieder um Frieden. Es gibt zahlreiche Initiativen wie interkonfessionelle Fussballmatches und Tage der offenen Tür in Kirchen und Moscheen, und Ende 2015 war selbst der Papst in Bangui, wo er auch eine Moschee besuchte. «Aber Reparieren ist schwieriger als Zerschlagen», sagt Yaliki.

dai. Bangui • Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) ist seit 1983 in Zentralafrika aktiv, mit einer permanenten Präsenz seit 2007. Sein Präsident Peter Maurer besuchte das Land Mitte Januar. Es gebe kaum eine humanitäre Krise, die so wenig Aufmerksamkeit bekomme wie jene in Zentralafrika, sagt er. Zwar sei die Situation nicht mehr so alarmierend wie 2013 nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs, aber seit letztem Jahr verschlechtere sich die Lage wieder. Auch gebe es kaum eine politische Bereitschaft, rasch eine Lösung zu finden. «Für das IKRK geht es um Kalibrierung - gezielte Hilfe, aber ohne entstehende Initiativen durch Tonnen von Gütern und Geld abzuwürgen», sagt Maurer.

Weil nur wenige Entwicklungsorganisationen in so fragilen Ländern tätig sind, ist das IKRK umso wichtiger. Aber das Konzept der rein kurzfristigen humanitären Hilfe ist für Maurer veraltet. Auch Nothilfe müsse nachhaltig sein, vor allem in Ländern wie Zentralafrika, die wahrscheinlich noch lange auf externe Hilfe angewiesen seien. Das IKRK bleibt immer länger vor Ort, im Schnitt 27 Jahre. Dabei ist es auf neue Partner angewiesen. Maurer ist mit einer vielfältigen Delegation nach Bangui gereist, unter anderem mit einem Weltbank-Vertreter und einer Repräsentantin der nigerianischen Tony-Elumelu-Stiftung. Damit trägt er den neuen Akteuren in der humanitären Hilfe Rechnung. Viele grosse Firmen unterhalten eine Stiftung, die in diesem Bereich aktiv ist, zudem verfügen viele Konzerne über Wachfirmen, die im Falle von Minen die Kapazität kleiner Armeen annehmen können. Zwar sei das Thema «Frieden» wegen seiner politischen Implikationen für das IKRK lange Zeit tabu gewesen, sagt Maurer. Aber ohne Lösung der bewaffneten Konflikte sei jede Nothilfe zum Scheitern verurteilt, und deshalb führe auch kein Weg an «diesen neuen Playern vorbei».

